

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 47

Artikel: Clelia und die seltsamen Steine [Fortsetzung]
Autor: Lendorff, Gertrud
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649319>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

CLELIA

ROMAN VON GERTRUD LENDORFF

und die seltsamen Steine

9. Fortsetzung

„Sie verstehen: der Abdruck ist auch als Beweisstück vielleicht notwendig. Auf alle Fälle haben Sie ein Andenken, wenn Sie den Stein seinem Besitzer abgeliefert haben. Vielleicht entdecken Sie den Stein dann eines Tages in einem Museum.“

Clelia wurde immer nachdenklicher. Auch der Besitzer jener Villa, die an den verlassenen Garten anschloss, hatte die ihm gestohlenen Altertümer in Museumsvitrinen wiedergefunden, nachdem... Sie wurde plötzlich über und über rot. Wer hatte sie eigentlich gestohlen? Der Mann mit der verkrüppelten Hand. Der Hausdiener des Hauses Commenios. Und Thora hatte eine Sammlung von geschnittenen Steinen, von denen sie sicher annehmen musste, dass sie irgendwo gestohlen waren... Und der unheimliche Mann war, nach ihrer eigenen Aussage, seit ihrer Kindheit im Hause...

Sie wurde verwirrt und sah wie im Traume zu, wie Dr. Deichleben einen Abdruck des Steines nach dem anderen vornahm. Seine Augen leuchteten vor Begeisterung.

„Ein ganz unerhört herrliches Stück...“ Er hielt den Stein liebkosend in seinen hageren, weissen Gelehrtenhänden. „Ich verstehe, dass man zum Dieb werden kann, oder wenigstens zum Hehler, um eines solches Stückes willen. Wenn Sie es mir zum Kaufe anbieten würden...“ Er lächelte schmerzlich. „Aber ich unterläge sowieso nicht der Versuchung. Ich habe kein Geld.“

Er gab Clelia den Stein zurück. Dann schnitt er das Papier mit den Siegelabdrücken sorgsam auseinander.

Das Kindergeschrei im Nebenzimmer wurde plötzlich stärker. Dr. Deichleben sah unwillig auf.

„Nanu!“ Seine Stirne runzelte sich. „Wissen Sie, ich würde Ihnen raten, auch der Glyptothek zu erlauben, einen Abdruck zu nehmen. Sie machen sich damit um die Wissenschaft verdient, und dort ist man auf der Höhe in allen Methoden, die einen guten Abdruck sichern.“

Clelia wickelte den Stein wieder in das Papier und legte ihn in ihre Tasche zurück. Der Abdruck des Steines, den ihr der Doktor reichte, war noch nicht ganz hart geworden.

Sie dachte einen Augenblick nach, dann griff sie nach ihrem Bleistift und zeichnete Wockes Zeichen auf ein Blatt Papier.

„Bitte, Herr Doktor, ist das wirklich ein inselgriechisches Schriftzeichen, wie es in alten Weihinschriften vorkommt?“ fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Noch niemals in dieser Form gesehen“, erwiderte er. „Aber ich bin da nicht ganz auf der Höhe. Mein Freund Dr. Reitzenstein, der sich mit Paläographie beschäftigt... Ich könnte ihn darüber fragen. Wie kommen Sie darauf?“

„Ach, ein Bekannter von mir hat behauptet...“ Clelia wich sichtlich aus. „Es ging um eine Wette. Es war im Grunde bloss eine dumme Prahlerei, wissen Sie.“

Dr. Deichleben schaute sie durchdringend an. Clelia errötete; sie fühlte, dass er ihr misstraute.

„Es hängt nicht mit dem Steine zusammen“, sagte sie freimütig. „Ein Bekannter von mir, ein junger Bildhauer, hat dieses Zeichen als Signatur benützt, und nun behauptet

ein... ein... Mitstudent von mir, dass es ein Buchstabe aus einem inselgriechischen Alphabet sei. Und darüber wäre der Bildhauer natürlich nicht gerade erfreut, denn er glaubte, eine Signatur gefunden zu haben, die niemand sonst kennt. Er versteht natürlich nichts von... Paläographie... wissen Sie.“

Dr. Deichleben nickte. „Es ist ja auch eine Spezialwissenschaft, die nur wenige beherrschen, und auch dann kommen immer wieder neue Schriftformen hinzu, fast mit jedem neuen Funde.“

Der Siegellack war völlig hart geworden. Clelia steckte den Abdruck in ihre Manteltasche und verabschiedete sich.

„Sie werden mir gelegentlich Nachricht geben, nicht wahr?“ sagte Dr. Deichleben. „Wie ist übrigens ihr Name? Ich verstand ihn vorhin nicht, wie das ja gewöhnlich der Fall ist bei Namen...“

„Clelia Conradi“, antwortete sie.

„Dr. Deichleben lächelte. „Ach, Sie sind das kleine Mädchen von den Clelia-Strümpfen!“ meinte er.

Sie nickte und wurde rot. „Sie wissen also auch schon davon?“

„Gewiss, so etwas macht rasch die Runde. Aber es ist ja keine Schande, ganz im Gegenteil!“

„Nein, eher eine Reklame“, gab sie kurz zurück. „Mein Freund Alexander sagt, es sei zugleich eine Reklame für die Strümpfe und für mich.“

„Und wo wohnen Sie?“

„Pension Glöckl. Fast nebenan. Aber nun muss ich rennen, es ist gleich Essenszeit... Und ich bedanke mich recht schön für alles, Herr Doktor.“

Sie verliess die Wohnung und lief in grossen Sätzen die Treppe hinunter. Erst auf der Strasse schlug sie ein langsames Tempo an. Es gab wieder so viel zu überlegen! Und dann... dann... Es musste wirklich ein Zauber um alte Steine sein. Hatten nicht auch Dr. Deichlebens schmale, vergeistigte Gelehrtenhände wie in einem gierigen Fieber mit dem Steine gespielt?

Zehntes Kapitel

Alexander kehrt zurück

Die Krankenschwester war nicht in Dr. Schneewinds Vorlesung. Clelia war etwas enttäuscht; sie hatte gehofft, wenigstens bei dieser Gelegenheit feststellen zu können, ob ihre Nachbarin im Kino wirklich die Schwester aus der Vorlesung war. Sie hatte nämlich in jener kurzen Zeitspanne, in der sie die Schwester bei eingeschaltetem Licht betrachtete, ihre Hände genau angesehen, und sie war sicher, dass sie sie auf Grund dieser eingehenden Betrachtung wiedererkennen würde. Es waren kleine, merkwürdig schmale Hände mit glänzender, rosiger Haut und mandelförmigen Fingernägeln mit zahlreichen weissen Flecken. Im Kolleg hatte sie damals ziemlich weit von ihr entfernt gesessen, so dass es nicht möglich gewesen war, ihre Hände zu betrachten. Es war ihr auch nicht eingefallen, sie so genau anzusehen. Die Schwester hatte wohl ihre Neugier erregt, aber keinerlei Verdacht in ihr auf-

Nachdruck verboten

kommen lassen. Jetzt, da es sich möglicherweise um die Besitzerin des geschnittenen Steines handelte, war alles ganz anders. Und zudem galt es auch, sich zu vergewissern, ob sie mit der von Alexander beobachteten Krankenschwester identisch war. Denn in diesem Falle konnte sie seine Vermutung, dass es sich bei ihren Machenschaften um Rauschgiftschmuggel handelte, widerlegen.

Die Glocke läutete. Dr. Schneewind faltete sein Manuskript zusammen; die Stunde war um. Ein Student stürzte auf ihn zu und überschüttete ihn mit Fragen. Dr. Schneewind verliess mit ihm zusammen den Hörsaal. Als Clelia zur Türe hinaustrat, stand Peterchen wartend auf dem Korridor. Sie eilte auf ihn zu. In diesem Augenblick drehte Dr. Schneewind sich um, als ob er ihr etwas zu sagen hätte, aber der Student hielt ihn durch einen erneuten Redeschwall fest.

Clelia zögerte; sie wusste nicht recht, ob sie auf ihn warten müsste; aber Peterchen zog sie energisch davon. „Ist das dein Dozent?“ fragte er, während sie die Treppe hinunterstiegen. Clelia nickte stumm.

„Und was will er von dir?“ forschte Peterchen weiter. Sie zuckte die Achseln. „Vielleicht etwas wegen der Uebungen“, meinte sie. Dann schlug sie rasch ein anderes Thema an. „Also, deine Frau Ute hat dir meinen Brief abgegeben?“

„Ja“, erwiderte Peterchen. „Deshalb bin ich hier.“ „Ich sah dein Zimmer“, sagte Clelia. „Wie in aller Welt kannst du darin leben? Man erstickt ja dort beinahe. Alles gotisch und altdeutsch... wie auf dem Theater, wenn Faust gespielt wird!“

„Ja“, antwortete Peterchen. „Anfangs war mir immer, ich sei Gretchen.“

„Du wirst ja trübsinnig dort“, fuhr Clelia eifrig fort. „Und wie kannst du dort vernünftig arbeiten? Und wie kann man sich waschen, wenn man immer befürchten muss, die geschnitzten Möbel zu bespritzen?“

„Ja, siehst du“, gestand er etwas verschämt. „Die Sache ist so... Es ist für Frau von Himmlisch sehr schwierig, das Zimmer zu vermieten.“

„Das glaube ich gern!“ stiess Clelia wütend hervor. „Ebenso gut könnte man sich ein Zimmer in einem historischen Museum mieten, nur wären dann die Sachen wenigstens echt.“

„Es sind die Möbel ihres verstorbenen Mannes“, sagte Peterchen. „Man kann ihr nicht zumuten, dass sie sich davon trennt. Und da sie sehr arm ist... Es wäre eine Katastrophe für sie, wenn ich wegziehen würde.“

„Dann soll sie doch den ganzen Mist in eine Rumpelkammer stellen“, brummte Clelia.

„Aber Clelia, es ist doch alles handgeschnitztes Eichenholz und sehr wertvoll“, entgegnete Peterchen ganz erschrocken. „Herr von Himmlisch hat es nach seinen eigenen Plänen anfertigen lassen. Wie kannst du nur so herzlos sein und von der Witwe verlangen, dass sie die Möbel in eine Rumpelkammer stellt?“

„Das Schlimmste dabei ist“, fuhr Clelia ungerührt fort, „dass es bei dir förmlich nach Gespenstern riecht, die dort umgehen. Und dabei hat man erst noch das Gefühl, dass auch diese Gespenster unecht sind!“

„Ich habe eigentlich immer sehr gut geschlafen“, sagte Peterchen nachdenklich. „Ich glaube, ich bin gegen Geistererscheinungen ziemlich immun. Frau von Himmlisch meint das auch. Sie versteht nicht, dass ich mich überhaupt nicht dafür interessiere. Sie wollte mich immer in ihre Sitzungen mitnehmen. Es soll sich da ein Geist zeigen, der Adam heisst...“

„Du kannst Gift darauf nehmen, dass er ebenso unecht ist wie die Möbel!“

„Und auch der Geist eines jungen Mädchens, das Marion heisst, und in der französischen Revolution...“

Clelia blieb mitten auf der Strasse stehen und sah Peterchen gross an.

„Peterchen, ich hätte niemals geglaubt, dass du diesen Kohl ernst nehmen könntest“, sagte sie ruhig. „Aber ich sehe ein: das Wohnen in dem scheusslichen Zimmer muss dich beeinflusst haben. Erst meinst du, dass du Gretchen seist, und nun kommen noch Adam und Marion aus der französischen Revolution. Bitte, sage mit auch noch, wer Adam war.“

„Adam war... ein Galeerensträfling, glaube ich...“

Nun lachte Clelia laut auf. „Peterchen, du bist vollkommen verdreht. Dieses Weib hat dich einfach behext. Komm, wir kaufen nun Apfelkuchen, und dann gehen wir in die Pension Glöckl und brauen uns Tee. Alexander soll heute nachmittag ankommen, ich habe ihm einen Zettel ins Zimmer gelegt, dass ich ihn bei mir erwarte. Wahrscheinlich ist er bereits da.“

Und während des Heimwegs erzählte sie Peterchen von ihren Entdeckungen und Erlebnissen, aber sie kam damit nicht weit. Vielleicht war das auch praktischer, denn sie musste ja doch alles nochmals vor Alexander erklären, wenn er wieder zu Hause war.

Alexander hatte Clelias Zettel gefunden; er wartete ziemlich ungeduldig auf sie. Beim Anblick des Kuchenpakets hellte sich seine Miene sichtlich auf. In Clelias Zimmer wurden die beiden jungen Leute rasch miteinander bekannt, denn es handelte sich ja zunächst darum, Tee zu brauen und den Tisch zu decken, und diese Tätigkeit liess keinerlei Höflichkeitsformeln zu.

Endlich war alles so weit, und sie setzten sich, die beiden jungen Leute auf das Sofa und Clelia auf einen Stuhl ihnen gegenüber. Es war so bequemer für sie, behauptete Clelia, denn sie musste doch immer wieder aufspringen, um Wasser nachzugießen oder den Kochapparat zu regulieren. Peterchen erhob sich zwar jedesmal dienstfertig, um ihr zu helfen, und auch Alexander mischte sich in den edlen Wettstreit ein, so dass es ziemlich lange währte, bis Clelia mit ihren Erzählungen beginnen konnte.

Dann trat jedoch plötzlich völlige Ruhe ein. Alexander ass und trank und lauschte. Nur sein Mienenspiel verriet hin und wieder, wie gefesselt er war.

Zunächst sprach Clelia nur von dem gefundenen Steine und der Krankenschwester. Sie zog das Päckchen aus ihrem Geldbeutel und zeigte Alexander den Stein und den Siegelabdruck, den Dr. Deichleben davon gemacht hatte. Alles dies war Peterchen schon bekannt, so dass er sich völlig dem Kuchen widmen konnte. Erst als Clelia von den beiden Marmorköpfchen mit Wockes Zeichen zu reden anfang, wurde er aufmerksamer. Aber auch Alexander spitzte auf einmal die Ohren.

„Bitte“, unterbrach er sie. „Wie war die Statue, die Wocke damals — zuerst — gemacht hat?“

Sie beschrieb den Kuros, so gut es ihr möglich war, und erwähnte auch die Photographie davon, die sie zu Hause aufbewahrte, und die abgebrochene Locke. Alexander kramte unterdessen in seiner Brieftasche.

„Bitte“, sagte er, zog zwei Photographien heraus und legte sie vor Clelia auf den Tisch.

Sie stellten beide dieselbe Jünglingsfigur dar, die unverkennbar zu jenen Werken des frühen griechischen Stiles gehörte, den man als archaisch bezeichnet. Der Jüngling war völlig nackt, sein linker Fuss war etwas vorgestellt, die Arme ruhten auf den Oberschenkeln. Der Kopf war steif und elegant zugleich, die Haare lagen in einer Reihe von kleinen, runden Locken wie eine Krone um die Stirne, die Augen blickten geradeaus, der Mund lächelte. Im ersten Moment mochte man das Werk vielleicht primitiv und ungeschickt nennen und es einer Zeit zuweisen, in der die Bildhauerei noch nicht auf sehr grosser Höhe gestanden hatte. Je mehr man sich aber hineinverteilte, um so raffinierter schien die ganze Arbeit, um so zwingender der Ausdruck, den gerade die scheinbare Starrheit der Haltung bedingte.

(Fortsetzung folgt)